

Universitätsbibliothek Wuppertal

Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche

eine Freundschaft ; nach ungedruckten Dokumenten und im
Zusammenhang mit der bisherigen Forschung

Bernoulli, Carl Albrecht

Jena, 1908

II. Das Lou-Erlebnis

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-2108](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-2108)

Nur noch ein
Ja-sagender, sein"

sei meine einzige Verneinung! Und, alles in allem und großem:
ich will irgendwann einmal nur noch ein Ja-sagender sein!"

Alle diese Erwägungen deuten im Lebensaufriß Niehsches auf eine Fuge hin, die seine Schwester in der Biographie bis zur Unkenntlichkeit überkleistert hat. In jener Zeit einer, man sollte meinen, restlosen Hinwendung zum Rausch und Gefühlsüberschwang, in jenen Inkubationsjahren des Zarathustra steht die Freundschaft mit dem weitaus kühnsten und zerlegendsten Denker unter seinen Freunden in voller Blüte, mit Paul Rée. Seit dem Sommer 1876 hatte Niehsche „Dr. Rée zu seinem Umgange gewählt, weil ihm nach der Enttäuschung in Bayreuth dessen nüchterne, etwas enge Anschauungsweise wohlthat“. (Biographie II, S. 415.) Aber erstens fällt der Umgang mit Rée nicht unbeträchtlich früher, als die „Enttäuschung in Bayreuth“ und hält, ohne die geringste Trübung zu erfahren, volle acht bis neun Jahre vor. Gewiß besaß das Interesse Niehsches für Rée seinen inneren Widerhaken immer schon an der vollkommenen Gegensätzlichkeit der beiden Naturen. Niehsches Übergang vom Skeptizismus zum Mystizismus erhält dadurch seinen Reiz, daß er dennoch, aus dem ihm eigenen Deckungsinstinkt heraus, damals ein Zusammensein mit Rée, wenn nicht suchte, so doch sicher nicht ernstlich vermied. Seine eigenen Worte bestätigen diese Auffassung (bei Crusius, S. 117, Anm. 1): „Übrigens bin ich Dichter bis zu jeder Grenze des Begriffs geblieben, ob ich mich schon tüchtig mit dem Gegenteil aller Dichterei tyrannisiert habe.“ War Rée mit seinem Vorschlage, Niehsche im Verückungssommer 1881 in Sils-Maria zu besuchen, wie es scheint nicht ohne Zutun der Schwester, abschlägig beschieden worden (Biographie II, S. 382 f.), so fanden sich die zwei, nach Niehsches einsamen Seligkeiten des Sanctus Janarius, in Genua, und haben von da unter anderm auch einen Ausflug nach Monaco unternommen. Dies war das Vorspiel eines großen Vertrauens, das kurz darauf diese Freundschaft auf eine höchst gefährliche Probe stellen sollte.

II. Das Lou-Erlebnis



Niehsche war, wie wohl noch niemals in seinem Leben so stark, empfänglich und fruchtbar geworden. Was jetzt sich mit ihm ereignete, erhielt von vornherein äußerste Tragweite; wer jetzt ihm begegnete und so beschaffen war, daß er bei ihm stille hielt und

sich überlegte, ob er da nicht endlich den Gefährten gefunden habe, der wurde ihm zum Verhängnis. Von Genua war Nietzsche nach Messina gegangen; von dort vertrieb ihn der Schirokko. Von da besuchte er die Freunde in Rom, und da begab es sich denn, daß Fräulein von Meysenbug und Dr. Rée ihm eine junge Dame aus Finnland, Fräulein Lou Salomé zuführten, in der Meinung, das sei nun der Schüler und Jünger, nach dem schon immer Nietzsches Sehnsucht stand. Sobald aus diesem Plane Ernst werden sollte, war Nietzsches erstes, daß er die junge Freundin ersuchte, sich seinem Freunde Overbeck und dessen Gattin in Basel vorzustellen. Nietzsche stand damals in seinem achtunddreißigsten Lebensjahre. Etwas anderes als Freundschaft hat zwischen ihm und Lou nicht bestanden, — dennoch eben Freundschaft mit einem jungen und geistvollen Weibe.

Frau Förster erzählt („Nietzschelegenden“, „Zukunft“ vom 18. Januar 1905, S. 172): „Auf der Rückreise nach Deutschland, wenige Tage nachdem mein Bruder Fräulein Lou Salomé kennen gelernt hatte, begleitete er sie, ihre Mutter und Dr. Paul Rée die Hälfte des Weges. In Orta kam ihnen der Gedanke, sich in irgendwelcher scherzhaften Weise miteinander photographieren zu lassen. Mein Bruder sollte in einem kleinen Gärtnerwagen sitzen und die beiden, Fräulein Salomé und Dr. Paul Rée, den Wagen ziehen. Natürlich bot mein Bruder als sehr höflicher Mann seinen Platz der Dame an, die ihn auch, zum Amusement meines Bruders, als selbstverständlich annahm. Und sein Amusement steigerte sich noch, als er später hörte, daß Fräulein Salomé dieses reichlich taktlose Bild anderen Leuten zeigte, um zu beweisen, daß Nietzsche sowohl als Rée von ihrem Geiste geleitet und inspiriert worden seien. Mir zeigte mein Bruder das Bild mit herzlichem Lachen: „Sieh einmal“, sagte er, „diese junge Dame bildet sich ein, klüger zu sein als ich und Rée zusammengenommen.““ Selbstverständlich handelte es sich bei diesem (in wenigen Exemplaren noch vorhandenen) Lichtbilde um einen harmlosen Sommerfrischlerscherz. Es ist ein erleichternder Gedanke, sich Nietzsche noch damals gelegentlich auch in geradezu ausgelassener Stimmung vorstellen zu dürfen. In Orta scheint die kurz zuvor in Rom geschlossene Bekanntschaft Rées und Nietzsches mit Fräulein Salomé bereits zur zwanglosen Freundschaft gediehen zu sein — ein paar frohe Tage, ehe man sich der Ausgestaltung der gemeinsam gefaßten ernstern Pläne zuwandte. Dann kehrte Nietzsche mit Rée

über den Gotthardt nordwärts zurück, Fräulein Salomé sollte ihnen unmittelbar nachfolgen. Am 8. Mai überraschte er Overbeck in Basel und blieb bei ihm fünf Tage zu Gast. Am 13. Mai holten ihn Dr. Rée und Fräulein Salomé in Luzern auf dem Bahnhofe ab. Er besuchte mit Lou Tribschen. „Lange, lange saß er dort schweigend am Seeufer, in schwere Erinnerungen versunken; dann, mit dem Stock im feuchten Sande zeichnend, sprach er mit leiser Stimme von jenen vergangenen Zeiten. Und als er aufblickte, da weinte er.“ (S. 87 ihres Buches.) Nach einem weiteren Tag in Basel reiste er durch und erschien plötzlich bei seiner Familie in Naumburg, als diese ihn noch in Messina glaubte, also von allem inzwischen Vorgefallenen keine Ahnung hatte. Er bewahrte denn auch Mutter und Schwester gegenüber völliges Stillschweigen über das, was ihn vor allem und aufs tiefste beschäftigte; er nannte als Grund seiner Heimkehr die Sonne Siziliens und den Schirokko. — „Als er nun an einem solchen sonnendurchglühnten Tage zufällig mit einem Herrn bekannt wurde, der mit der größten Begeisterung vom Grunewald bei Berlin sprach, war mein Bruder, in seinem phantasievollen Eingehen auf die Stimmung anderer, zu der Vorstellung gekommen, der Grunewald sei das, was ihm immer vorgeschwebt habe: also ein Wald mit tiefschattigen, wohlerhaltenen, ebenen Wegen, und endlosen, einsamen Spaziergängen. Dazu in der Nähe die Großstadt, mit der Universität und ausgezeichneten Bibliotheken und vielleicht mit einigen Freunden, die ihm beim Lesen, Schreiben und Herausfinden von Notizen behilflich sein könnten.“ (Biographie II, S. 395.)

In der Tat machte damals Nietzsche einen Abstecher nach Berlin mit dem Bruder seines späteren Schwagers Dr. Paul Förster und sah sich an zwei aufeinanderfolgenden Tagen den Grunewald an: „bei dem ersten Besuch nur im strömenden Regen, das andere Mal allerdings bei schönem Wetter, aber mit einer strömenden Menschenmenge, den obligaten Frühstückspapieren und wüsten Gefängen. Beide Male machte ihm der so gerühmte Grunewald einen recht unsympathischen Eindruck.“ Um jene Zeit veröffentlichte er als Vorabdruck in der Internationalen Monatschrift von Schmeißner die „Idyllen von Messina“, die später (1886) in der zweiten Ausgabe der „Fröhlichen Wissenschaft“ unter dem Titel: „Lieder des Prinzen Vogelfrei“ den Schluß bildeten. Am 25. Juni verließ Nietzsche Naumburg und begab sich zur

Sommerfrische nach dem thüringischen Dorfe Tautenburg bei Dornburg. Dort corrigierte er an den Bogen der „Fröhlichen Wissenschaft“, die Teubner in Leipzig druckte. Fräulein Salomé wohnte unterdessen, von Rees Mutter freundlichst aufgenommen, auf dessen väterlichem Gute Stibbe in Ostpreußen. Am 24. Juli fuhr sie zur Aufführung des Parsifal nach Bayreuth, und dann kamen die gemeinsamen Tautenburger Wochen, die den Anfang der Jüngerschaft bilden sollten.

Einer der Vorzüge des Buches, das Fräulein Salomé acht Jahre später auf Grund der erhaltenen persönlichen Einführung unter dem Titel: „Friedrich Nietzsche in seinen Werken“ (Wien 1894) veröffentlichte, besteht in den Schilderungen von Nietzsches äußerer Erscheinung und seiner Art, sich zu geben (S. 11—13): „Dieses Verborgene, die Ahnung einer verschwiegenen Einsamkeit, — das war der erste, starke Eindruck, durch den Nietzsches Erscheinung fesselte. Dem flüchtigen Beschauer bot sich nichts Auffallendes; der mittelgroße Mann in seiner überaus einfachen, aber auch überaus sorgfältigen Kleidung, mit den ruhigen Zügen und dem schlicht zurückgestrichenen braunen Haar konnte leicht übersehen werden. Die feinen, höchst ausdrucksvollen Mundlinien wurden durch einen vornübergekämmten großen Schnurrbart fast völlig verdeckt; er hatte ein leises Lachen, eine geräuschlose Art zu sprechen und einen vorsichtigen, nachdenklichen Gang, wobei er sich ein wenig in den Schultern beugte; man konnte sich schwer diese Gestalt inmitten einer Menschenmenge vorstellen, — sie trug das Gepräge des Abseitsstehens, des Alleinstehens. Unvergleichlich schön und edel geformt, so daß sie den Blick unwillkürlich auf sich zogen, waren an Nietzsche die Hände, von denen er selbst glaubte, daß sie seinen Geist verrieten, — eine darauf zielende Bemerkung findet sich in „Jenseits von Gut und Böse“ (S. 288): „Es gibt Menschen, welche auf eine unvermeidliche Weise Geist haben, sie mögen sich drehen und wenden wie sie wollen, und die Hände vor die verräterischen Augen halten (— als ob die Hand kein Verräter wäre! —).“

„Eine ähnliche Bedeutung legte er seinen selten kleinen und feinmodellierten Ohren bei, von denen er sagt, sie seien die wahren ‚Ohren für Unerhörtes‘. (Zarathustras I, S. 25.) — Wahrhaft verräterisch sprachen auch die Augen. Halbblind besaßen sie dennoch nichts vom Spähenden, Blinzeln, ungewollt Zudringlichen vieler Kurzsichtigen; vielmehr sahen sie aus wie Hüter und

Leu Salomés
Nietzsche-Porträt

Nietzsches Mund,
Gang, Hände
und Ohren

Nietzsches
Höflichkeit aus
Freude an der
Verkleidung

Bewahrer eigener Schätze, stummer Geheimnisse, die kein unberufener Blick streifen sollte. Das mangelhafte Sehen gab seinen Zügen eine ganz besondere Art von Zauber dadurch, daß sie, anstatt wechselnde, äußere Eindrücke wiederzuspiegeln, nur das wiedergaben, was durch sein Inneres zog. In das Innere blickten diese Augen und zugleich — weit über die nächsten Gegenstände hinweg — in die Ferne. Denn im Grunde war seine ganze Denkerforschung nichts als ein Durchforschen der Menschenseele nach unentdeckten Welten, nach 'ihren noch unausgetrunkenen Möglichkeiten' ('Jenseits von Gut und Böse', S. 45), die er sich rastlos schuf und umschuf. Wenn er sich einmal gab, wie er war, im Bann eines ihn erregenden Gesprächs zu zweien, dann konnte in seine Augen ein ergreifendes Leuchten kommen und schwinden; — wenn er aber in finsterner Stimmung war, dann sprach die Einsamkeit düster, beinahe drohend aus ihnen, wie aus unheimlichen Tiefen, — aus jenen Tiefen, in denen er immer allein blieb, die er mit niemandem teilen konnte, vor denen ihn selbst bisweilen Grauen erfaßte, — und in die sein Geist zuletzt versank. — Einen ähnlichen Eindruck des Verborgenen und Verschwiegenen machte auch Nietzsches Benehmen. Im gewöhnlichen Leben war er von großer Höflichkeit und einer fast weiblichen Milde, von einem stetigen, wohlwollenden Gleichmut, — er hatte Freude an den vornehmen Formen im Umgang und hielt viel auf sie. Immer aber lag darin eine Freude an der Verkleidung — Mantel und Maske für ein fast nie entblößtes Innenleben. Ich erinnere mich, daß, als ich Nietzsche zum ersten Male sprach — es war an einem Frühlingstage in der Peterskirche zu Rom, — während der ersten Minuten das gesucht Formvolle an ihm mich frappierte und täuschte. Aber nicht lange täuschte es an diesem Einsamen, der seine Maske doch nur zu ungewandt trug, wie jemand, der aus Wüste und Gebirge kommt, den Rock der Allerweltsleute trägt; sehr bald tauchte die Frage auf, die er selbst in die Worte zusammengefaßt hat: 'Bei allem, was ein Mensch sichtbar werden läßt, kann man fragen: was soll es verbergen? Wovon soll es den Blick ablenken? Welches Vorurteil soll es erregen? Und dann noch: bis wie weit geht die Feinheit dieser Verstellung? Und worin vergreift er sich dabei?' — Dieser Zug stellt nur die Kehrseite der Einsamkeit dar, aus welcher Nietzsches Innenleben ganz herausgegriffen werden muß, — einer sich stetig steigenden Selbstvereinsamung und Selbsterziehung auf sich."

Aus den Briefen, die Nietzsche in den fünf Monaten ihrer Bekanntschaft an die erhoffte Jüngerin richtete, und von denen diese in Faksimile einige bekannt gegeben hat, sind hier einzelne Aussprüche zu sammeln, aus denen hervorgeht, wie ungeheuer erhoben er sich jedenfalls fühlte, solange seine junge Freundin für ihn noch eine Erwartung bedeutete:

Die Freundschaft
mit Lou Salomé

„Inzwischen hat der Prof. Riedel hier, der Präsident des deutschen Musikvereins, für meine ‚heroische Musik‘ (ich meine Ihr Lebens-Gebet) Feuer gefangen — er will es durchaus haben, und es ist nicht unmöglich, daß er es für seinen herrlichen Chor (einen der ersten Deutschlands, ‚der Riedelsche Verein‘ genannt) zurecht macht. Das wäre so ein kleines Weglein, auf dem wir beide zusammen zur Nachwelt gelangten — andere Wege vorbehalten. —“

„Nun, meine liebe Freundin, bis jetzt steht alles gut, und Sonnabend über acht Tage sehen wir uns wieder. — Vielleicht ist mein letzter Brief an Sie nicht in Ihre Hände gelangt? Ich schrieb ihn Sonntag vor vierzehn Tagen. Es sollte mir leid tun; ich schilderte Ihnen darin einen sehr glücklichen Moment: mehrere gute Dinge kamen auf einmal zu mir, und das ‚gutste‘ dieser Dinge war Ihr Zusagebrief! — Ich habe viel an Sie gedacht und im Geiste so mancherlei des Erhebenden, Rührenden und Heiteren mit Ihnen geteilt, daß ich wie mit meiner verehrten Freundin verbunden gelebt habe. Wenn Sie wüßten, wie neu und fremdartig mir altem Einsiedler das vorkommt! — Wie oft habe ich über mich lachen müssen! — Was Bayreuth betrifft, so bin ich zufrieden damit, nicht dort sein zu müssen; und doch, wenn ich ganz geisterhaft in Ihrer Nähe sein könnte, dies und jenes in Ihr Ohr summend, so sollte mir sogar die Musik zum Parsifal erträglich sein (sonst ist sie mir nicht erträglich). — Wie oft habe ich, in allen möglichen Dingen, gerade dies erlebt. ‚Alles klar, aber auch alles zu Ende!‘ — Und wie glücklich bin ich, meine geliebte Freundin Lou, jetzt in bezug auf uns beide denken zu dürfen ‚alles im Anfang und doch alles klar!‘ Vertrauen Sie mir! Vertrauen wir uns!“

„Vertrauen Sie
mir!
Vertrauen wir
uns!“

— „das Werk von sechs Jahren (1876—1882), meine ganze ‚Freigeisterei!‘ O welche Jahre! Welche Qualen aller Art, welche Vereinsamungen und Lebensüberdrüsse! Und gegen alles das, gleichsam gegen Tod und Leben, habe ich mir diese

meine Arznei gebraut, diese meine Gedanken mit ihren kleinen, kleinen Streifen unbewölkten Himmels über sich: — o liebe Freundin, so oft ich an das alles denke, bin ich erschüttert und gerührt und weiß nicht, wie das noch hat gelingen können: Selbst-Mitleid und das Gefühl des Sieges erfüllen mich ganz. Denn es ist ein Sieg, und ein vollständiger — denn sogar meine Gesundheit des Leibes ist wieder, ich weiß nicht woher, zum Vorschein gekommen, und jedermann sagt mir, ich sähe jünger aus als je. Der Himmel behüte mich vor Torheiten! — Aber von jetzt ab, wo Sie mich beraten werden, werde ich gut beraten sein und brauche mich nicht zu fürchten. —“

„Meine liebe Lou, alles was Sie mir melden, tut mir sehr wohl. Übrigens bedarf ich etwas des Wohltuenden! — Mein Venediger Kunstrichter hat einen Brief über meine Musik zu Ihrem Gedichte geschrieben; ich lege ihn bei — Sie werden Ihre Nebengedanken dabei haben. Es kostet mich immerfort noch den größten Entschluß, das Leben zu akzeptieren. Ich habe viel vor mir, auf mir, hinter mir; — vorwärts und aufwärts! —“

Auch jenes Gedicht — zwei achtzeilige Strophen — ist hier wiederzugeben. Wie hinreißend es auf Nietzsche wirkte, räumt auf ihre Weise selbst Frau Förster ein (Biographie II, S. 416 f.): „Einen Beweis hatte er übrigens auch in der Hand, der für Fräulein Salomé sprach, nämlich das wunderschöne Gedicht: ‚An den Schmerz‘, das sie als eine sehr geschickte Anempfinderin ganz im Sinne seiner Philosophie gedichtet hatte. Er war davon aufs tiefste ergriffen; auch mich rührte es zu Tränen, vielleicht noch jetzt. Verse wollen, wie man aus dieser Erfahrung sieht, recht wenig über den Menschen selbst besagen.“ Daß Nietzsche über diesen dichterischen Wiederklang seines Bejahungsgedankens außer sich vor Glück und Entzücken gewesen sei, hat Overbeck auf das nachdrücklichste bezeugt. Frau Andreas selbst schildert Nietzsches damaligen Heldenschmerz folgendermaßen: „Je höher er sich, als Philosoph, zur vollen Exaltation der Lebensverherrlichung erhob, je tiefer litt er als Mensch, unter seiner eigenen Lebenslehre. Dieser Seelenkampf, die wahre Quelle seiner ganzen letzten Philosophie, den seine Bücher und Worte nur unvollkommen ahnen lassen, klingt vielleicht am ergreifendsten durch in Nietzsches Musik zu meinem ‚Hymnus an das Leben‘, die er im Sommer 1882 komponierte, während er mit mir in Thüringen, bei Dornburg,

„Der Hymnus
an das Leben“

weilte. Mitten in der Arbeit an dieser Musik wurde er durch einen seiner Krankheitsfälle unterbrochen, und immer wieder wandelte sich ihm der „Gott“ in den „Dämon“, die Begeisterung für das Leben in die Qual am Leben. „Zu Bett. Heftiger Anfall. Ich verachte das Leben. F. N.“ So lautete einer der Zettel, die er mir zuschickte, wenn er an sein Lager gefesselt war.“ Die Worte des Gedichtes lauten:

An den Schmerz
(Gebet an das Leben)

Gewiß, so liebt ein Freund den Freund,
Wie ich dich liebe, rätselvolles Leben.
Ob ich in dir gejauchzt, geweint,
Ob du mir Leid, ob du mir Lust gegeben:
Ich liebe dich mit deinem Glück und Harme,
Und wenn du mich vernichten mußt,
Entreiß ich mich schmerzvoll deinem Arme,
Wie Freund sich reißt von Freundes Brust.

Mit ganzer Kraft umfaß ich dich.
Laß deine Flamme meinen Geist entzünden;
Laß in der Glut des Kampfes mich
Die Rätsellösung deines Wesens finden,
Jahrtausende zu denken und zu leben
Wirf deinen Inhalt voll hinein —
Hast du kein Glück mehr übrig mir zu geben,
Wohlan, noch hast du deine Pein.

Niehsches Musik
zu Eous Gedicht

Auch nach dem Sommer in Tautenburg war Niehsche mit Rée und Eou bis in den Herbst hinein in Leipzig zusammen. Daß jenes Zusammenleben kurz vor der endgültigen Trennung bei ihm schon mit gemischten Empfindungen verbunden war, ist weiter nicht verwunderlich; sicher ist, daß auch noch in Leipzig der Gedanke an Eou sein Herz höher schlagen machte. Schrieb doch Peter Gast an Overbeck am 14. November 1883: „Niehsche selbst, als auch seine Schwester, schrieben, möglicherweise nicht mit der bloßen Absicht, mich damit zu erfreuen, daß er gern wieder aus dem matrimonio segreto etwas zu hören wünsche. In Leipzig schien mir Niehsche nicht ganz dabei zu sein, wenn ich ihm daraus vorspielte. Er kam meist zu mir, ehe er zu Eou und Dr. Rée ging, — bei seinem damaligen Gemütszustand war es so natürlich, der Gedanke an Eou gab ihm große Begeisterung ein, mehr als ein Kunstwerkchen je einflößen kann . . . ich meine ein Kunstwerkchen von mir (—).“ Es ist also anzunehmen, daß über all die fünf Monate hin Niehsche sich doch immer wieder mit der Hoffnung

Mit Rée und
Eou in Leipzig

trug, an Fräulein Salomé jene versprochene Jüngerin eben doch zu haben; als diese Hoffnung zerbrach, als die Beziehung sich löste, im November 1882, war er von dem Gefühle ungeheuerster Verlassenheit wie zu Boden geworfen. Aber hat er nicht gleich hinterher „Zarathustra“ geschaffen? Ferner verschweigt der Bericht der Biographie geßfentlich die mehrfachen Besuche, die Nietzsche in jenem Jahre bei Overbeck abstattete und wie sehr viel tiefer als sonst jemand er damals den Freund und dessen Gattin in sein Vertrauen zog.

Frau Overbeck über das Lou=Erlebnis⁴⁴



Frau Andreas hat in einem trotz seiner Mängel sehr wertvollen Buche ihr Erleben mit Nietzsche niedergelegt; sie hat auch einen Teil ihrer Briefe von ihm veröffentlicht. Ich habe es stets auf das herzlichste bedauert, daß sich eine vollkommen einseitige und unwürdige Beurteilung dieser Frau und ihres Verhältnisses zu Nietzsche trotz dieser Veröffentlichungen hervorgewagt hat. Nietzsche selbst hat dazu in mancher Weise Anlaß gegeben. Er hat sich willenlos und geschwächt, wie er oft war, auch im Wunsche, nach allen Seiten gerecht zu werden, und im Glauben, er behalte doch schließlich das Heft in Händen, in nachträgliche Erregungen ziehen lassen, die von seiner eigenen ursprünglichen Auffassung weit ablagen. Er war, als er im Sommer 1882 meinem Manne von dem neuen Verhältnisse erzählte, aufs höchste erregt und für die Gestaltung seiner Pläne und seines Lebens aufs hoffnungsvollste zuversichtlich. Außereheliches geistig leidenschaftliches Verhältnis war ein Ideal, das er stets mochte. Es war Leidenschaft vorhanden, aber zugleich der Wunsch, sich nicht von ihr fortreißen zu lassen. Es gewährte ihm Beruhigung, daß Rée der dritte im Bunde sei, und er erwartete viel von dessen hilfreichem, selbstlosem Wesen, während er mich beauftragte mit Lou darüber zu reden, daß er stets nur seine geistigen Ziele verfolge und in allem dabei nur an sich denke. Zugleich erzählte er in Rom, zu ihr gesagt zu haben: „ich würde mich für verpflichtet halten, um Sie vor dem Gerede der Leute zu schützen, Ihnen meine Hand anzutragen, wenn nicht usw. usw.“ Er fürchtete, Frä. Salomé könne dies für einen Antrag gehalten haben. Ich lasse den Brief folgen, den er mir kurz nachher schrieb.

Nietzsches persönliches Erlebnis
Besuch Nietzsches
bei Overbeck
Anfang Mai 1882

Verehrte Frau Professor!

Bei unserem letzten Zusammensein war ich allzusehr angegriffen: so habe ich Ihnen und meinem Freunde eine Sorge und Beängstigung hinterlassen, zu der eigentlich kein Grund vorliegt; vielmehr Anlaß genug zum Gegenteil! Im Grunde schlägt mir das Schicksal immer zum Glücke und mindestens zum Glücke der Weisheit aus — wie sollte ich mich vor dem Schicksale fürchten, namentlich wenn es mir in der gänzlich unerwarteten Gestalt von E. entgegentritt? —

Die gänzlich
unerwartete
Gestalt von Eou

Beachten Sie, daß Rée und ich mit gleichen Empfindungen unserer tapfern und hochherzigen Freundin zugetan sind — und daß er und ich sehr großes Vertrauen zueinander auch in diesem Punkte haben. — Auch gehören wir weder zu den Dümmlsten noch zu den Jüngsten.

Hier habe ich bisher ganz von diesen Dingen geschwiegen. Trotzdem wird dies auf die Dauer untunlich sein, und zwar schon deshalb, weil meine Schwester und Frau Rée in Verkehr sind. Meine Mutter dagegen will ich „aus dem Spiele“ lassen — sie hat schon genug Sorgen zu tragen — wozu noch unnötige? —

Fräulein Eou wird diesen Dienstag Nachmittag zu Ihnen kommen (auch das Buch „Schopenhauer als Erzieher“ zurückbringen, welches in der Tat durch ein Versehen in meinen Koffer geraten war). Sprechen Sie über mich mit jeder Freiheit, verehrte Frau Professor; Sie wissen ja und erraten ja, was mir, um mein Ziel zu erreichen, am meisten not tut — Sie wissen auch, daß ich kein „Mensch der Tat“ bin und in bedauerlicher Weise hinter meinen besten Absichten zurückbleibe. Auch bin ich, eben wegen des erwähnten Zieles, ein böser Egoist — und Freund Rée ist in allen Stücken ein besserer Freund als ich (was Eou nicht glauben will).

Freund Overbeck darf bei diesem Privatissimum nicht zugegen sein? Nicht wahr? —

Es ging mir inzwischen recht gut; man findet, ich sei in meinem Leben nie so heiter gewesen. Was mag der Grund davon sein? Treulich — dankbar und ganz der Ihre

f. N.

Die wenigen Monate der Bekanntschaft mit Fräulein Salomé haben Niessche höchste seelische Wonnen gebracht.

Höchste seelische
Wonnen

Der Rapport
zum christlichen
Erlebnis

Er hatte seinen Zarathustra-Gedanken vor dieser Zeit gefaßt. Die Erregung, die ihn seinen „Sohn Zarathustra“ erschaffen ließ, ging ursprünglich nicht von Lou aus. Daß ein Mann in seinem Alter mit der Leidenschaft kämpft, versteht sich von selbst. Der Schmerz und die Entsagung, keinen Sohn zu haben, nie einen zu haben, waren in ihm lebendig geworden. Er hat im Sommer 1882 ausgesprochen, daß er deshalb auf die Idee gekommen sei, eine Sohnesgestalt künstlerisch zu schaffen. Man darf den Wert solcher Konfidenzen nicht übertreiben. Den Zarathustra umzuwerten, der ihm ein Vertreter des Wertmessers Gut und Böse war, in der ältesten Geschichte der Menschheit, war ja der eigentliche Gedanke. Trotz verschiedener, einander in die Hände arbeitender Anlässe zum Zarathustra, hat doch Lou den direkten Anteil daran, Nietzsche zum philosophisch-religiösen und moralisch-prophetischen Ausdruck eines Ersatzes für Religion und Moral gebracht zu haben. Ihr eigenes Buch „Der Kampf um Gott“ und das spätere „Aus fremder Seele“ sprechen hierfür. Lous Verstand und wohl auch ihre Weiblichkeit rissen Nietzsche in die höchsten Höhen. Sie werteten zusammen und standen im Rapport zum christlichen Erlebnis. Er sagte später meinem Manne, als Erlebnis habe Fräulein Salomé nur das religiöse ihrer Konfirmation gekannt, und es sei dies das Thema und eigentlich einzige Thema zwischen ihnen gewesen. Diesem Ausspruch liegt jedenfalls Wahrheit zugrunde, wenn er auch nicht so verstanden werden darf, als ob das ein ganz beschränkt religiöses Erlebnis auch in den Folgen gewesen sei, die es für Lou gehabt habe, in der Hauptfolge besonders, daß sie es mit Nietzsche teilte und von ihm daraufhin „erzogen“ wurde.

Ich weiß nicht, welches Buch oder Manuskript er Rée und Fräulein Salomé Frühsommer 1882 gegeben hatte. Er war unglücklich, daß die beiden ihn auslachten. Er sagte damals zu meinem Manne und mir flüsternd etwas wie: er müsse eben doch immer wieder etwas anderes haben, die reine Aufklärung genüge ihm nicht, und die beiden verständen davon nichts. Ich war wie vom Schlage gerührt, daß bereits solches Mißtrauen, solches Wissen von Nichtzusammengehörigkeit vorhanden sei. Ich bin aber durchaus nicht sicher, ob die beiden ihn wirklich ausgelacht haben. Nietzsche war oft übersensitiv, und seine Einbildung spielte ihm leicht Streiche. Über die Ursache des Auseinandergehens im November 1882 bin ich nicht unterrichtet. Er sprach sich darüber nicht aus. Er sagte nur bei seinem dritten Besuche des Jahres bei uns, es sei wohl zwischen

ihnen alles aus. Er erwartete noch Briefe und knüpfte noch Erwartungen an sie, fragte, ob ich keine für ihn erhalten habe, befürchtete sogar, ich könnte ihm etwas vorenthalten. Er war schmerzlich ergriffen, verstand es nicht, sich durch Aussprache zu helfen, durch Zuspruch helfen zu lassen. Ich riet ihm nur, Menschen nicht preiszugeben daraufhin, daß Menschen sich untereinander wehe tun, sondern die Ruhe von der beschwichtigenden Zeit und Einsicht zu erwarten.

Ich lasse einen zweiten Brief folgen, den Nietzsche im Juli 1883 mir aus Sils schrieb:

Liebe, verehrte Frau Professor,
inzwischen kam der Brief meines Freundes Overbeck, und ich erlaube mir einmal, ihm so zu antworten, und zu danken! daß ich an Sie schreibe, an die ich seit langer Zeit keinen Brief abgeschickt habe! Seien Sie froh deshalb: denn alles, was ich in dem letzten Zeitraume an Briefen „verfaßt“ habe, gehört unter die Rubrik: Krankheit und Schwermut — und auch die Dinge, von welchen ich zu erzählen (oder eigentlich nicht einmal zu erzählen) hatte, waren aus dem Reiche des Daseins, welches man am besten verhüllt. Es war mein schwächster und kränkster Winter; und die Erlebnisse, die ihn dazu machten, hätten einen über Nacht zu einem „Timon von Athen“ machen können. Was liegt daran, daß in ihnen nichts ist, dessen ich mich zu schämen hätte, und manches, das eine andere Würdigung und Teilnahme hätte finden dürfen, als es sie z. B. bei meinen Angehörigen gefunden hat! In dem finde und fand ich keinen Trost und keine Erleichterung. Im Gegenteil, wenn ich selber irgendwie mehr zu dieser Gattung von „Wirklichkeit“ gehörte, ihr gleichartiger wäre, so würde ich wahrscheinlich alles viel leichter ertragen haben — und tragen. So aber fiel es wie ein Wahnsinn über mich her, und es ist durch nichts wieder gut zu machen, daß meine Phantasie und mein Mitleid jetzt nun ungefähr ein Jahr in dem Schlamm dieser Erfahrungen hat waten müssen. Ich glaube mehr bereits ausgestanden zu haben, fünfmal mehr, als genügt, einen normalen Menschen zum Selbstmord zu bringen: und es ist noch nicht zu Ende. Das Unglück wollte, daß ich voriges Jahr nur Dinge zu hören und zu erraten bekam, die zu diesen nächsten Erlebnissen den entsprechenden Rahmen bildeten; insbesondere — — — — —

Der Kontrast all dieser Dinge zu dem Seelenzustand, in welchem

„Krankheit und
Schwermut“

ich vorigen Frühling lebte, war ganz und gar schauerlich, und stark genug ein Glas zu brechen, das auch ziemlich viel schon ausgehalten hat.

Jetzt gehen diese Dinge wieder von neuem vorwärts. Meine Schwester will ihre Rache an jener Russin haben — nun gut, aber bis jetzt bin ich das Opfer von alledem gewesen, was sie in dieser Sache getan hat. Sie merkt nichts davon, daß kaum ein Zoll noch fehlt zum Blutvergießen und zu den brutalsten Möglichkeiten — und ich lebe und arbeite hier oben diesen Sommer wie einer, „der sein Haus bestellt“. —

In der That, ohne die Ziele meiner Arbeit und die Unerbittlichkeit solcher Ziele lebte ich nicht mehr. Insofern heißt mein Lebensretter: Zarathustra, mein Sohn Zarathustra! —

Was den betrifft, so habe ich alles dazu getan, daß er diese Ostern bei meinen Freunden erscheinen konnte. Der Rest ist Schweigen. — — — — —

Ihr

F. N.

Fräulein
Niesches
Antipathie gegen
Fräulein Salomé

Ich möchte nicht mehr als nötig auf den Standpunkt des damaligen Fräulein Niesche in dieser Sache eingehen. Der Bruder fühlte dessen Mängel und wußte, daß sich dieselben nicht nur gegen Fräulein Salomé, sondern auch gegen ihn selbst gekehrt hatten. Ich sprach Fräulein Niesche einen Augenblick in Bayreuth, Sommer 1882, und erschrak über ihre Äußerungen. Sie sprach eine heftige Abneigung gegen Fräulein Salomé aus, von der sie meinte, sie interessiere sich für die Feinde ihres Bruders. Zugleich warf sie ihr vor, nicht begeisterungsfähig zu sein, wobei sie immer sich als die Vorzügliche in Parallele brachte. Von Fräulein Salomes Begabung hatte sie geringe Meinung und wollte sie ihrer größern Jugend halber überschauen und auf alle möglichen Kollegienbänke, jedenfalls aus der Nähe ihres Bruders verweisen. Ich hatte den Eindruck, daß sie dieser Begabung nichts entgegenzusetzen hatte. Den Bruder klagte sie, wie früher schon, bitter wegen seiner Art an, wegen seiner Rücksichtslosigkeit gegen sie selbst. Ich mußte mir gestehen, daß sie nicht die Person sei, in dem Verhältnis eine verständige und mitfühlende Rolle zu übernehmen. Niesche, mit dem ich von mir aus nie über die Schwester geredet hatte, war selber der Befürchtung gewesen, seine Familie werde dem Charakter dieser Beziehung nicht gerecht sein können. Es war darum gewiß ein Fehler, daß er diese seiner Familie doch zumutete.

Er litt nachher sehr unter all den Zerwürfnissen, auch mit seiner Familie. Ich riet ihm, nicht zu vergessen, daß er ja selbst gewußt habe, seiner Schwester zuviel zuzumuten, und er sich schließlich sagen dürfe, daß ihre ganze Abneigung gegen ihn auf törichtem Einbildungen beruhe, denen er sich gewachsen zeigen könne. Dies tat ihm wohl und baute ihm eine Brücke zur Versöhnlichkeit. Die Versöhnung kam denn auch zustande, aber in einer für Nietzsche unheilvollen Weise. Er fiel von sich selbst, von seinem eigenen Erlebnis ab, trat damit sich selbst und wohl auch andern zu nahe.

Ich lasse einen dritten Brief vom 29. Juli 1883, kurz nach dem zweiten geschrieben, folgen:

Meine liebe Frau Professor!

Soeben kamen auch die Zwiebäcke an: ich finde sie mild und kräftig, so wie ich alle Dinge mir wünsche — und welcher Art auch Ihr Brief war, für den ich Ihnen den herzlichsten Dank zu sagen habe. Glücklicherweise darf ich sogar die Vermutung aussprechen, daß, wenn Sie diese böse Geschichte, in deren Schatten ich wandle, sehr viel genauer kennen würden, Sie mir ihrer halber noch sehr viel gewogener sein würden. Vertrauen Sie doch diesem meinem Worte und denken Sie nicht an „Schwäche“ und „Allzumenschliches“ und dergleichen; und wenn ich an dieser Geschichte auch zugrunde gehen sollte, so geschähe es, weil ich mir auch hier wieder zehnmal zuviel zugemutet habe, als sonst Menschen tun, und gegen mich unerbittlich bleibe — also aus einer Stärke und nicht aus einer Schwäche. Glauben Sie auch nicht an „Rückfälle“; leider handelt es sich für mich jetzt um Vorfälle, um Dinge, die für mich neu sind und derentwegen ich Höllentage und Nächte verlebt habe, nun, ich würge daran — und habe schon manches im Leben hinuntergewürgt! Besorgen Sie sich auch nicht in betreff einer falschen Stellung von mir zu meiner Schwester (die Wahrheit ist, daß alle meine Stellungen zu allen Menschen falsch sind — wer kennt mich denn!); sie hat in dieser Sache ihr gutes Recht, überdies ist sie ebensosehr oder mehr beleidigt wie ich, und wenn sie durchsetzen will, daß zurückgeschafft wird, so stiftet sie, falls sie es erreicht, mehr Nutzen als ich mit meinem Asketismus, der durchaus auf Rache verzichten will. Wir sind jetzt sehr gute Freunde, besser als je. Aber sie auf meinen Standpunkt versetzen? — wozu? — Meine Schwester ist voriges Jahr zu schonend gegen mich gewesen; ist es nicht toll,

„Mild und
kräftig, so wie ich
alle Dinge mir
wünsche“

„Die
gravierendsten
Tatsachen erst seit
drei Wochen
bekannt“

daß mir die gravierendsten Tatsachen dieser bösen Geschichte erst seit drei Wochen bekannt worden sind! — in Tautenburg hat sie dieselben mir verschwiegen, und in Rom verlange ich, daß von dieser ganzen Sache nicht geredet werde. Erst ein Brief meiner Schwester an Frau . . . (beiläufig gesagt, ein Frauenzimmer=Meisterstück von einem Brief), dessen Kopie sie mir schickte, gab mir Lichter und welche Lichter! . . . tritt auf einmal in den Vordergrund; über einen Menschen, mit dem man sich lange Jahre in Vertrauen und Liebe verbunden gefühlt hat, umzuwerfen, so umlernen zu müssen ist ganz und gar fürchterlich, und ich möchte nur einen Tropfen Trost und Labfal inmitten dieser Wüste aus den Fingern saugen. — Vielleicht bringt der Herbst noch ein kleines Pistolenschießen.

Von Steinach schwieg ich; ich habe mich hier bis Mitte September eingemietet, mit meinem ganzen Hab und Gut (104 Kilo Bücher!), habe mir das Zimmer neu tapezieren lassen und will meine absolute Einsamkeit gehörig benutzen. Es ist mir nämlich im letzten Winter und Frühling gar zu viel Zeit verloren gegangen (durch Krankheit; es war ein typhöser Zustand, von dem ich mich äußerst langsam erholt habe).

Ach, wenn Sie wüßten, was die Probleme mir für Not machen, mit denen sich Geist und Herz jetzt bei mir herumschlagen — dieses schreckliche Gefühl der Verantwortlichkeit auf der höchsten Spitze der Erkenntnis! Wahrhaftig, ganz abgesehen von allen elenden Erfahrungen und der ungeheuren Vereinsamung, in der ich seit Jahren lebe! Das, was mich am stärksten am Leben festhält, ist auch das, was mir die tiefsten Nöte und Desperationen bringt und bringen muß; nun sollte man mich billigerweise noch mit überflüssigen Nöten verschonen!

Glauben Sie mir, wenn ich diese zwei Jahre leben bleibe, so ist es eine Leistung ersten Ranges. — Lesen Sie doch auf dem beiliegenden Blatt „die heilige Katharina in Rom —“ da ist ein Ideal, freilich in mittelalterlicher Verkleidung, vorgeführt. Ich habe einmal den Glauben gehabt, einen Menschen dieses Ideals gefunden zu haben. Als ich diesen Glauben verlor, da war es nicht „eine Enttäuschung“, sondern die Enttäuschung. Nun, ich hatte sogar den Willen dazu, mir den Menschen umzuschaffen, nach dem Bilde, welches ich mir von ihm gemacht hatte; — und wer weiß, wie weit ich's darin gebracht hätte! Aber man hat mich gestört. —

Den Glauben
an seine Heiligen
verloren

Die Blätter sind aus dem Buche des Berliner Privatdozenten H. von Stein (das ist übrigens der gegenwärtige Verehrer von Fräulein Salomé, also mein „Nachfolger“ hierin, wie in andern Dingen).

Sonderbar! Noch in einem ihrer letzten Briefe an mich schrieb Malvida von Meyßenbug, sie habe seit Olga niemanden so zärtlich geliebt wie Fräulein Salomé! —

Zum Herbst soll eine größere philosophische Arbeit fertig sein. Am zweiten Bande Zarathustra wird bereits eifrig gedruckt. Ihnen und meinem Freunde den Ausdruck dankbarer Gesinnung. Das Geld ist in meinen Händen.

S. N.

Bemerken Sie doch, die einzige meiner würdige Position in dieser Sache ist, daß ich ihr Opfer bin.

Nietsche hatte sich im Frühsommer 1882 der Hoffnung hingegen, in Fräulein Salomé sein alter ego gefunden zu haben, mit ihr und durch ihre Hilfe seinem Ziele sich entgegenzuarbeiten. Fräulein Salomé war nicht gewillt, in Nietzsche aufzugehen. Aus seinem Verlangen nach innerster Zusammengehörigkeit wird der leidenschaftliche Charakter seines Seelenzustandes erkenntlich. Wie erhaben und rührend klingen Irrtum und Enttäuschung bei ihm aus? Wie war es möglich, hier eine alle Fäden seiner Empfindung jäh zerreißende, wahrhaft schallende Burleske einzuführen, zu der Nietzsche weder Talent noch Verbheit hatte? Welcher Art ist die Weiblichkeit, die dies mit wichtiger Miene unternahm und trotz aller Einwendungen mit einer Art Virtuosität durchführte?

In einem vierten Briefe kommt Nietzsche noch einmal auf dieselben Dinge zurück, sich immer mehr im Abfall vom eigenen Erlebnis bestärkend und doch stets dahin zurückkehrend.

Meine liebe Frau Professor!

Ich will nur gleich noch einmal direkt an Sie schreiben und gut zu machen suchen, was ich mit dem letzten Briefe schlecht gemacht habe. Es muß ein sehr ungeschickter Brief gewesen sein, denn erstens hat er Sie betrübt, und zweitens hat er den Eindruck gemacht, als ob ich mich zu verteidigen hätte. Die Wahrheit zu sagen: zur Moralität vermahnt zu werden, macht mich ungeduldig, und der Ausdruck „falsches Mitleiden“, angewendet auf den tiefsten Schmerz meines Lebens, hat mir sogar wehe

Vom erhabenen
Irrtum zur
schallenden
Burleske

„In meinem
ganzen praktischen
Verhalten
niemals Höheres
gewollt und
niemals sublimier
gehandelt“

„Viele, viele
Jahre von außen
her nichts mehr
erlebt“

getan. Aber das sind Empfindungen, die nicht zwei Tage bei mir anhalten, solchen Menschen gegenüber, von deren gründlichem Wohlwollen ich überzeugt bin. Übrigens ist die ganze böse Geschichte so kompliziert, daß ich es hochzuschätzen habe, wenn jemand ihretwegen „noch immer nicht ernstlich an mir irre geworden ist“ — so sehr ich auch das entgegengesetzte Bewußtsein habe, das ich schon in einem Briefe ausdrückte, das Bewußtsein, in meinem ganzen praktischen Verhalten zu Menschen niemals Höheres gewollt und niemals sublimier gehandelt zu haben. Was meine Schwester betrifft, so habe ich es weder im vorigen Jahre noch in diesem an Deutlichkeit darüber, was ich will, fehlen lassen; aber wenn man nicht zusammen lebt, so geschieht manches, dessen Folgen man anzuerkennen hat, nachdem es nicht mehr möglich ist, es ungeschehen zu machen. Ich habe mich gewiß nicht gegen Sie über meine Schwester beklagt, sondern über das fatalistische darin, daß alles, was sie in dieser Sache getan hat — und zwar zur Rettung und Wiederherstellung meiner Ehre — eingerechnet ihre eigne Genußtunung — sich gegen mich wendet. Als ich gerade mit meinem zweiten Zarathustra fertig geworden war (beiläufig: ich habe noch in keinem Jahre diese Höhen der Empfindung erreicht und bin wahrscheinlich deshalb der beneidenswertigste aller Sterblichen), da bekam ich ganz unerwarteterweise ihren Brief an (. . . .) nebst einigen Details über die ganze Geschichte, die mich dermaßen empörte, daß ich an den (. . . .) einen fulminanten Brief schrieb. Der hat mir darauf mit einem Injurien-Prozeß gedroht; und ich habe darauf mit etwas anderem gedroht. Nun wollen wir sehen, wie die Sache weiter läuft. — Meine Schwester schrieb mir zuletzt noch, daß sie mir jene Dinge aus Schonung voriges Jahr verschwiegen habe. Und in der That, vielleicht war es wirklich nötig, mir diese ganze auf Jahre sich zurückerstreckende Enttäuschung tropfenweise und allmählich einzugeben — wahrscheinlich lebte ich andernfalls nicht mehr. Ich war voriges Jahr wie einer, der viele, viele Jahre von außen her nichts mehr erlebt hatte; meiner Seele fehlte die Haut sozusagen und alle natürlichen Schutzmaßregeln. Das, was ich von da an erlebt habe, ist so kompliziert schmerzhaft, daß ich meine, es sei nach allen an mir überhaupt verwundbaren Stellen das Messer gestossen worden.

Und nun noch ein Wort über Fräulein Salomé. Ganz abgesehen von der idealistischen Beleuchtung, in der man mir sie vor-

geführt hatte (als eine Märtyrerin der Erkenntnis fast von Kindesbeinen an und noch mehr Heldin wie Märtyrerin), ist und bleibt sie mir ein Wesen ersten Ranges, um die es ewig schade ist. Gemäß der Energie ihres Willens und der Originalität ihres Geistes war sie zu etwas Großem angelegt; nach ihrer tatsächlichen (— — — — —).

Mir fehlt sie, selbst noch mit ihren schlechten Eigenschaften; wir waren verschieden genug, daß aus unsern Gesprächen immer etwas Nützliches herauskommen mußte; ich habe niemanden so vorurteilsfrei, so gescheut und so vorbereitet für meine Art von Problemen gefunden. Mir ist seitdem, als ob ich zum Stillschweigen, oder zu einer humanen Heuchelei im Verkehr mit allen Menschen verurteilt sei. —

Bitten Sie doch ja Freund Overbeck, daß er seinen herrlichen Gedanken eines Zusammentreffens in Schuls festhält. Und Sie selber, meine liebe verehrte Frau Professor, bleiben Sie mir gut und zuversichtlich.

Von Herzen Ihr ergebener Nietzsche.

Der arme, herrliche Freund, wäre er nur selber zuversichtlich gewesen und hätte sich selber wirklich vertreten. Das war es ja, was ich bei ihm gewünscht hätte, aber er konnte mich nicht mehr verstehen. Nicht von falschem Mitleiden, angewandt auf den tiefsten Schmerz seines Lebens hatte ich geredet, sondern vom falschen Mitleiden mit kleinlichen Nachtrieben, denen er ja den Krieg erklärt hatte. Ich war tief elend, nachdem ich diese Briefe empfangen hatte. Wie konnte ein Mensch wie Nietzsche so hinter sich selbst zurückbleiben? Er war empört über die Mitteilungen. Wie war es nur möglich, daß er sich solchen Mitteilungen ohne jede Spur von Kritik hingab, daß sich jemand gefunden hatte, sie ihm zu machen, der selber so ungerecht gegen ihn gewesen war, selber hierin der größten Nachsicht bedurfte, die Nietzsche in voller Veröhnlichkeit gewährt hatte? Wie war es nur möglich, daß er sich nicht sagte: wo du so ungerecht beurteilt worden bist, haben andere keine Aussicht auf gerechtere Beurteilung?

Er geriet in die Barbarei eines nicht einmal in ihm vorgebildeten häßlichen Nachspieles. Es zehrte an seinen Lebenswurzeln, und er stieß es nicht von sich, sondern betrachtete sich willig als dessen Opfer. Er, der gehofft hatte, mit seiner Lehre von der ewigen Wiederkunft die Jüngerin nun wirklich zu umfassen und diesmal

„Seitdem zum
Stillschweigen
oder humaner
Heuchelei ver-
urteilt“

endlich Herrscher zu sein! Aber auch wir versagten aus Mangel an Ahnung, wie wichtig diese Lehre der Wiederkunft ihm war. In der „Fröhlichen Wissenschaft“ ist sie noch wie eines unter vielem dargestellt und wirkte auf uns eigentlich ernüchternd. Das war die große Einsamkeit, die ihn befiel, es war wirklich schrecklich. Ich verstand 1882 den ganzen grausigen Schmerz nicht, als er mir beim Abschied sagte: „So gehe ich denn wirklich in die volle Einsamkeit.“ Er hoffte bis zum letzten Augenblick auf ein Bekenntnis, auf ein Verständnis, das nicht vorhanden war. Auch 1883 wartete Nietzsche auf uns, und wir genügten ihm nicht. 1884 sprach er endlich selbst in der von meinem Manne geschilderten Weise. Er war aber krank und hielt sich mir fern und fühlte nachher selbst, daß er mich zurückgewiesen hatte, woraus natürlich Abföhlung entstand. Ich sah ihn nicht wieder.

Manche Frau mag es nun einmal nicht leiden, daß der Mann Opfer ist, und gar Zarathustra der Mächtige, dessen Stärke über allem Menschlichen steht, wollte hier Opfer sein. Mein Herz war an seinen Idealen beteiligt.

Nietzsche kam später zur Ruhe. Es liegen hierüber Worte von ihm vor. Er hielt in der Erinnerung an den Freunden und an dem, was sie ihm gewesen waren, fest.

Die Darstellung
der „Affäre“
durch Frau
Förster



solange Frau Andreas auf die Verunglimpfung der Biographie (II, S. 397—420, Kapitel XXIII „Bittere Erfahrungen“) schweigt, ist an eine abschließende Darstellung dieser für Nietzsches Leben entscheidenden Episode nicht zu denken. Overbeck stieß sich schon an der unwürdigen Bezeichnung „Affäre“ (II, S. 479, 830). Auch ist bis jetzt der Satz in der Einleitung zu H. Lichtenbergers Buch (S. LXV, wiederholt Biographie II, S. 518) unwidersprochen geblieben: „Leider haben aber diese Unterredungen (zwischen Nietzsche und Fräulein Salomé über die ewige Wiederkunft) niemals stattgefunden, und der erwähnte Briefwechsel hat niemals existiert.“ Der Terrorismus, mit dem bis jetzt Frau Förster die Anwendung des Urheberrechts auf Briefe Nietzsches an andere geltend zu machen trachtete, wird wohl die Veröffentlichung auch dieser Wiederkunftsbriefe zu verhindern gewußt haben. Eine weitere Willkür ist es zu nennen, wenn sie einen in der Tat sehr bedeutsamen Passus aus dem *Ecce homo* frischweg auf den Sommer 1882 und auf Fräulein Salomé anwendet (II, S. 402/3):

„Man mag mein Leben hin und her wenden, man wird darin nur selten, im Grunde nur einmal Spuren davon entdecken, daß jemand bösen Willen gegen mich gehabt hätte — vielleicht aber etwas zuviel Spuren von gutem Willen.“ Frau Förster beteuert, es werde ihr schwer, diese an und für sich so unbedeutenden Erlebnisse, die aber ihrem Bruder so überaus schmerzliche waren, zu erzählen: „Die ganze Sache war von allen Seiten und von Anfang an ein ungeheures Mißverständnis. . . . Aber der Naivste (!) von allen war sicherlich mein Bruder selbst!“ Es ist anzunehmen, daß im Archiv unveröffentlichte Belege aufbewahrt werden, mit denen die in der Biographie vorgelegte entstellende Auffassung noch des weiteren glaubhaft gemacht werden könnte, während die Beweise für das Gegenteil der Öffentlichkeit unerbittlich vorenthalten worden sind. Wenn es schon Nießsches Schicksal ist, daß selbst zarteste Herzensdinge hervorgezerrt werden, so verlangt die Gerechtigkeit ein annäherndes Gleichgewicht im Dafür und Dawider. Was jetzt in der Biographie über die Freundschaft Nießsches mit Fräulein Salomé zu lesen steht und vielleicht noch mit bewährtem Raffinement dem Scheine nach erhärtet werden wird, ist eine empörende Vergewaltigung des wirklichen Sachverhalts.

Wir müssen uns mit einigen Andeutungen begnügen. Man hat dieses inhaltsreiche und folgenschwere Erlebnis Nießsches in zwei voneinander scharf geschiedene Perioden zu teilen: in die fünf Monate seines persönlichen Umgangs mit Fräulein Salomé, eine Zeit schmerzlichster, aber rein subjektiver, durch keinerlei Hindertragungen komplizierter Krisen und in das unerquickliche Enttöhlungs- und Nachspiel, das im Jahre darauf (1883) mit rauhem Griff den Schleier von einem, wie er bis dahin glauben mußte, unbeläuschten Vorgange wegriß. Deshalb trug seine spätere Erinnerung an Lou stets die schrille Dissonanz an sich: er von sich aus dachte ja an sie wie an eine Enttäuschung, wie an ein unerfülltes Versprechen; aber das war und blieb für ihn, so hatte er gemeint, etwas ganz Geheimes und Persönlichstes, von dem kaum jemand sonst etwas bemerkt hatte und das jedenfalls niemanden etwas anging. Statt daß sich nun dieses Andenken an eine ehrliche Täuschung unangetastet erhielt, so daß er in Ruhe darauf hätte zurückblicken können, wurde das Gedächtnis daran jählings von einer zweiten, ganz anders verlaufenden Zeichnung überschritten und gekreuzt — und so blieb Nießsche gerade von dem

Zwei
scharf geschiedene
Perioden

Eine eheliche
Enttäuschung
durchkreuzt durch
fremde
Einmischung

jenigen innern Erlebnis, von dem er mehr als von allen andern ein abgeklärtes Spiegelbild zurückzubehalten wünschen mußte, nur noch ein wüstes, unentwirrbares Durcheinander übrig. Es ist verständlich, daß sich die ganze Leidenschaft seines Widerwillens nicht sowohl gegen Lou und Rée kehrte, selbst wenn sie sich wie er nun hinterher — gewiß mit Unrecht — sich einbildete, hinter seinem Rücken über ihn lustig gemacht hätten, sondern gegen die Einmischung derjenigen Persönlichkeit, die ihm erst die entscheidenden Vorfälle verheimlichte und ein Jahr später, als er die persönliche Fühlung mit den beiden bereits verloren hatte, dann nachträglich noch hinterbrachte. Seine Männlichkeit bäumte sich in ihm auf in zorniger Entrüstung darüber, daß er um das elementare Recht der unmittelbaren Aussprache und Abrechnung damals betrogen worden war und hinterher nun sich ausschließlich von den eigenmächtigen Zwischenhandlungen einer Mittelsperson abhängig sah, die er aus eigenem Empfinden sicher niemals zu diesem Amte aufgerufen hätte.

Niehsches
Familiengefühl!

Niehsches Verhältnis zu Mutter und Schwester, das gewiß beiderseits auf guten Willen und herzliche Verwandtenliebe gegründet stand, war ihm immer schon hie und da zu einer Geduldsprobe geworden. Seine mehrfachen Versuche der Basler Zeit, mit der Schwester gemeinsame Haushaltung zu machen, waren nie von langer Dauer gewesen; auch seine Anläufe, sich durch Ansiedlung in der Heimat seine Sesshaftigkeit wenigstens teilweise noch zu erhalten, zerschlugen sich nicht allein am Klima und andern äußeren Verumständen, sondern mindestens ebensosehr an dem, was er gelegentlich „Naumburger Tugend“ nannte und in der Gesinnung seiner Familie verkörpert vorfand. Dabei war er aber keineswegs der Mann, sich über derartige unvermeidliche Umgebungsschwierigkeiten aus geistiger Überlegenheit hinwegzusetzen und an dem Anhang, wenn er ihn doch nicht abschütteln konnte oder wollte, doch auch nicht schwerer zu tragen, als er in Wirklichkeit für ihn wog. Vielmehr hat Niehsche seine Familienbeziehungen sehr ernst genommen, und das mag mit seinem von Overbeck besonders an ihm bewunderten Idealisierungsvermögen in Verbindung stehen. Hinter seiner von dem Vater und von der Mutter her ausschließlich pastoral kleinbürgerlich gearteten Herkunft leuchtete ihm die Möglichkeit, von dem ähnlich lautenden polnischen Grafengeschlechte abzustammen, desto lockender hervor. Später steigerte sich diese Neigung, seine erblichen Voraussetzungen

Geheigertes
Gewußtsein
seiner Herkunft!

symbolisch zu deuten. Solche zufällige Beziehungen unterstrich Nietzsche, ebenso mag er auch bei den einzigen nahen Blutsverwandten, die er als erwachsener Mensch erlebte, bei Mutter und Schwester geneigt gewesen sein, in ihren Eigenschaften etwas Ungewöhnliches zu erblicken, und hierin wird der Grund für jene zahlreichen Zeugnisse zum Teil begeisterter und überschwänglicher Anhänglichkeit zu suchen sein, die namentlich in den Briefen an seine Schwester niedergelegt und auszugsweise von ihr in der Biographie bereits bekannt gegeben sind. Unwillkürlich ließ er auch seine Familie an dem Ausnahmebewußtsein teilhaben, das ihn zunehmend beseelte, und das muß denn eine Sammlung dieser freundlichen und herzenshöflichen Aussagen in ein übertriebenes Licht rücken, sobald verschwiegen oder auch bloß nicht genügend deutlich gesagt wird, daß Nietzsches Sohnes- und Bruderliebe auch ihre für ihn selbst sehr empfindliche Kehrseite hatte. Seine Empfindsamkeit drängte ihn hier noch mehr als sonst in die Extreme und ließ ihn gegen Mutter und Schwester nach der einen, so gut wie nach der andern Seite in Überempfindungen verfallen. Er legte deshalb bald Jubel, bald Gereiztheit an den Tag in lauter Fällen, wo eine normale Gefühlsweise kaum zu einer bemerkbaren Temperaturerhöhung oder -verminderung sich hätte bestimmen lassen. Overbeck, der am meisten und jedenfalls weit mehr als ihm selber lieb war, in diesem heikeln Punkt von Nietzsche ins Vertrauen gezogen worden ist, gestand kopfschüttelnd: „Ich habe unter den vielen Dingen, mit welchen Nietzsche gelegentlich auch nur ‚spielte‘ bei keinem den Eindruck der Kaprice mehr gehabt, als bei seinen der Familie geltenden Einfällen und werde in dieser meiner Auffassung der Sache auffallend bekräftigt durch den Schlußband der Biographie, z. B. S. 384, wo Nietzsche am 21. September 1881 seiner Schwester mitten aus der Vereinsamung, die er damals so bitter zu empfinden begann (aus dem Gefühl heraus, daß sein Stern nach eben vollendeter ‚Morgenröte‘ im Aufsteigen begriffen war), aus Anlaß der Backfischeinfälle dieser Schwester eben bei der allegorischen Ausschmückung kleiner, ihrem Bruder übersendeter Notizbücher seine Genugtuung darüber ausspricht, daß er diese Huldigung seiner Familie und nicht irgendwelchen ‚Verehrern‘ verdanke.“ Hinwiederum klagte er bei Overbecks, daß seine Schwester ihm die Symbole dieser Notizbücher mit einer Zurechtweisung verbunden habe. So soll sich darunter ein Drache befunden haben als Anspielung auf

Nietzsches Kaprice

ihr verdächtig vorkommende Tiefen und Unzugänglichkeiten in seinem Wesen, auf gewisse Manieren an ihm.

Das
Dazwischentreten
der Schwester

Indessen reicht der Hinweis auf Nietzsches Reizbarkeit nicht mehr völlig aus zur Erklärung seiner entscheidenden Erfahrungen im Lou=Erlebnis. Möchte er bis dahin die ihm geltenden Betätigungen der mütterlichen und schwesterlichen Teilnahme ernster genommen haben, als wahrscheinlich natürlich und nötig war — damals, 1882/83, bekam er es mit seiner Schwester auf eine so intensive Weise zu tun, wie er es ihr offenbar gar nicht zuge-
traut hatte. Sie selbst muß es immer schon schwer ertragen haben, vom Bruder nicht zum vollen Maßstabe der Freunde eingeschätzt worden zu sein, und dieses gewaltsam hinten gehaltene Gefühl mag daraufhin zu dem turbulenten Ausbruch ihrer schwesterlichen Ansprüche geführt haben, durch den sie in einem immerhin kritischen Zeitpunkt seines Lebens ihm die Selbstentschließung zu entwinden vermochte und sich bis zu einem gewissen Grade an die Spitze seines Schicksals setzte. Ob Nietzsche im allgemeinen an Willensstärke hinter seiner Schwester zurückstand? In der fortgesetzten Bandreihe seiner Werke steckt, allein in dieser Tatsache sich bestätigend, eine so ungeheure persönliche Energie, daß sie kaum irgendwie durch einen Nachbarwillen überboten werden konnte. Aber eben, Nietzsches Intensität ging so sehr in seinem Werke auf, daß für die äußere Gestaltung seines Lebens es einem fremden Willen wohl möglich gemacht war, seinem eigenen den Rang abzulaufen. Dies ist in der Lou=Episode der Fall gewesen; seine Schwester griff, über seinen Kopf hinweg, ein und schlug diejenige Richtung an, die nach ihrem Dafürhalten die Dinge zu nehmen hätten und dann auch in der Tat genommen haben. Diese Zielsetzung hat Nietzsche später abwechselnd bald als Befreiung, bald als Knebelung aufgefaßt und dementsprechend bald gutgeheißen und bald mißbilligt. Daß ein Erlebnis, das für ihn gleichsam nur in gedämpfter Konkretheit, zur Hälfte traumhaft vorhanden war, ins grelle Alltagslicht hinausgezerret wurde, um dort nach den Gepflogenheiten eines alltäglichen Dafür und Dawider erwogen und abgeurteilt zu werden, das lief ebensosehr seinen Fühlungen zuwider als es seinem Wahrheitsbedürfnis doch wieder entsprach. Und so erfüllten sich die Beziehungen von Bruder und Schwester nach der Freundschaft mit Lou besonders tiefgreifend in einem leidenschaftlichen Wechsel des Anziehens und Abstoßens, wie denn überhaupt der Verlauf dieses Geschwisterverhältnisses aus der un-

Nietzsches
Unentschlossenheit

vermittelten Aufeinanderfolge momentaner Zündungen sich genährt zu haben scheint. Auf seiten der Schwester war die Durchseßlichkeit nur allzusehr begleitet von der vollständigen Mißachtung dessen, was im Bruder gestützt und hochgehalten werden mußte, wobei sie dann auch seine Beziehungen zu andern rücksichtslos durchquerte; denn in ihrer zufälligen Eigenschaft als Schwester trieb sie ihr Wesen oder auch Unwesen selbst da unerschrocken weiter, wo sie als Geist und Charakter nicht eben hineingehörte.

In der einen oder anderen Einzelheit mag ihre Kritik am Verhalten von Fräulein Salomé gegen Nietzsche dem Sachverhalt entsprechen; die Erzählung dieser Vorgänge läßt aber viel zu wenig durchblicken, wie sehr gerade die Schwester an diesen Vorfällen, die sie mehr nur als Zuschauerin beschreiben zu können sich den Anschein gibt, aktiv beteiligt war und durch nachträgliche Aufdeckungen in Nietzsches Seele den gefährlichen Sturm heraufbeschwor, aus dem er nicht eben rühmlich hervorging. Überbeck war bei seinem Besuch im Engadin im August 1883 Zeuge von Nietzsches Wutausfällen gegen Lou und von seinem Entschluß, Rée auf Pistolen zu fordern. Als aber in ihm das Jorngewitter vorüber war, ließ er ganz von selbst Fräulein Salomé sowohl als Rée hohe Gerechtigkeit widerfahren; er blieb dabei, die Jahre des Umgangs mit Dr. Rée seien ihm ein Trost gewesen, er blieb dabei, daß Rée als Denker in seine Entwicklung gehöre. Und gar den Umgang mit Lou bezeichnete er als eine unglaubliche Wohltat, durch die er erst reif geworden sei für seinen Zarathustra. Dies war seine endgültige, abschließende Auffassung über die Lou-Episode, die er seit 1884 vertrat. Er tat recht daran. Die Enttäuschung, daß Lou sich ihm nicht geistig zu verbinden gewußt hatte, nannte Nietzsche die größte seines Lebens. In dem Verhältnis zu Wagner und seiner Gattin, zehn Jahre früher, hatte in Nietzsche die Anempfindung vorgeherrscht, aus der allerdings auch Leidenschaft hervorgewachsen war, aber nicht bewußtes Fürsich-Begehren. Inzwischen war der Jüngling zum vollen Manne erstarkt. In dem reif Gewordenen war ein wirkliches Verlangen, der Wunsch nach Besitz, das Anzeichen der großen Leidenschaft lebendig geworden: man vergleiche nur das herrliche Leipziger Bild, auf dem er das Haupt in die Hand gestützt mit verzücktem Augenaufschlag zum Visionär verwandelt ist, mit den früheren! In diesem Zeitpunkt war Nietzsche reif zu persönlichstem, eigenstem

Bleibender Wert
der Lou-Episode

Begehren. Er begehrte Lou — heiß, aber freilich nicht sinnlich; vielleicht war das sein eigentlicher Rechenfehler, daß er des ehrlichen Glaubens war, die verfeinerte, nur auf geistigen Besitz gerichtete Begierde sei mit einem solchen Dispens auf Ausschaltung der elementaren Triebe als Begierde überhaupt noch möglich. Der Preis, den er für diesen Irrtum zahlte, war eben der Einsturz seiner goldensten Illusion. Das unwillkürliche Lächeln, das uns bei der Wahrnehmung einer derartigen Achtzehnjährigen-Unerfahrenheit an einem Achtunddreißiger überkommen mag, verschwindet aber über der großen Ehrfurcht vor der Keuschheit dieser Virilität. Am Lou-Erlebnis war Nietzsche's androkratisches Selbstbewußtsein zur Fülle gediehen. Er war seiner Männlichkeit bis zu einem solchen Grad von Stolz und Kraft inne geworden, daß er die sonst dumpfen Wonnen physischer Mannbarkeit nun geläutert im Geistigen genoß. Jetzt ging er hin und erzeugte „seinen Sohn Zarathustra“.

III. Antisemitismus und Obskurantismus



icht länger kann nun ein Verhältnis beschwiegen werden, das in den Lebensumständen jedes Schriftstellers seine beträchtliche Rolle zu spielen hat und für Nietzsche, der ja nach seiner Amtsniederlegung nichts anderes als Schriftsteller mehr war, vollends verwickelte Formen annahm: das Verhältnis zu seinem oder seinen Verlegern. Nietzsche's erster Versuch, unter Dach und Fach zu kommen, richtete sich zu Anfang der siebziger Jahre auf einen jungen, auch eben erst eingewanderten deutschen Buchhändler, der die älteste, in ununterbrochener Tradition von einem der berühmten Humanistendrucke herstammende Basler Verlagshandlung eben käuflich erworben hatte. Dabei ist an dem Grund der Ablehnung von Interesse, daß dem betreffenden Verleger, der selbst Anhänger Wagners war, Nietzsche's Wagner-Begeisterung in der „Geburt der Tragödie“ — um die handelte es sich — denn doch alle Dämme einzureißen schien. Die Herbstferien 1871 verbrachte Nietzsche zum Teil in Leipzig mit Rohde und Gersdorff, und durch deren Vermittlung wurde die geschäftliche Beziehung zu dem Verleger der Schriften Wagners geknüpft, E. W. Fritzsch. Wohl infolge der heftigen Angriffe auf die beiden ersten Bücher, durch die der Verleger wahrscheinlich doch etwas kopfscheu wurde,

Nietzsche's
Verleger
E. W. Fritzsch